

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Dem Gedächtnis Gottfried Kinkels

Zum 100. Geburtstag des Dichters am 11. August 1915

Gottfried Kinkel und seine Bedeutung für die Kunstwissenschaft

Fusbahn, Wilhelm

o.O. [Bonn], o.D. [1915]

urn:nbn:de:hbz:5:1-68466

Gottfried Kinkel und seine Bedeutung für die Kunstwissenschaft

von W. Zischahn.

Vor mir liegt ein vergilbtes Zeitungsblatt. Es ist die literarische Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 20. Oktober 1849, eines der angesehensten Presseorgane der damaligen Zeit. An der Spitze des Blattes befindet sich ein Artikel, der, weil er sich vorwiegend mit unserem Gottfried Kinkel beschäftigt, hier auszugeweiht wiedergegeben werden soll. Er ist überschrieben:

Ausblick zur Kunst.

„Inter arma leges silent et artes! Nach standgerichtlichen Sprüchen und aufgehobenen (?) Belagerungszuständen mögen einmal auch die Künste sich wieder heroovragen und die Kasmatten vergessen und das wüste Leben darin und das wüste Sterben neben ihnen. Die Kunst, deren schönste Strahlen edelm Tode gehören, wird leider nicht viel Farbensucht verbrauchen für ein Sterben, das genau zwischen dem Bierbrau und Festungsgraben liegt, oder für letzte Augenblicke, welche um Nache zu dem Vater in der Höhe beten. Ein dichter Schleier wird gezogen werden müssen über dies Blachfeld von Pulverdampf, und die Kunst, die wieder eine Gegenwart finden möchte, muß bis auf bessere Zukunft sich wieder mit fernerer Vergangenheit begnügen.“

Einen Meister in allerlei vergangener Kunst hat soeben eines Königs Gnade dem Pulver und Blei entrissen, damit er ein Verbrechen, das wir nicht leicht hin entschuldigen, aber innerlich erklären und innerlich betauern dürfen, durch ein, wie zu hoffen, der Wahrheit und Schönheit gewidmetes Leben noch sühnen könne. Den Freunden der Kunst und ihrer Geschichte ist eine große Beklemmung vom Herzen genommen, seit sie Gottfried Kinkel begnadigt und hoffentlich seinem Berufe, dessen er wie wenige mächtig ist, hinter den eisernen Gittern, die ihn noch ferner verwahren sollen, zurückgegeben ist.*) Der königliche Freund und Gönner der Künste, der an Kinkels Mufe sich eine Freundin verloren, müsse unseres dreifachen Dankes sicher seyn, wenn er dem Talent doch wohl eine glimpfliche Mufe gönnt, und später auch wieder die freie Luft, ohne welche eine freie Seele nicht leben und nicht sterben kann.

Möge dabei allerdings G. Kinkel nicht erst vom Kerkerroste sich die innern Fesseln zernagen lassen, sondern durch eine kräftige That der Selbstbestimmung und Selbstbestimmung die innern Bande zerbrechen, die sein von Schönheit trunkenes Auge, seinen von Wahrheitsdurst und Freiheitslust glühenden Geist so gehalten haben, daß er der furchtbaren Täuschung anheimfallen konnte, durch rohe Gewalt im Bunde mit verwilderten Gesellen das Himmelsbild zu gewinnen, das nur keuschen Lippen und Händen sich zum Dienst und Genuß gibt. Wäre die Tat eines Kinkels und seiner Genossen in Streiten und Leiden gelungen, das Loos wäre ihm freilich anders gefallen — aber wirklich auch lieblicher? — Wohl hätten ihn um Gnade jetzt die bitten müssen, die ihn nun zur Festungsstrafe begnadigen; er konnte jetzt vielleicht an ihrer Stelle den siegreichen Zwingherrn spielen. Aber auf wie lange und wie freudigen Muthes? —

Kinkel hatte, wie die edelsten seiner Freunde geglaubt, es sey genug gesprochen, es müsse gehandelt werden. Er warf die kunstreiche Feder weg und ergriff die Büchse, um an die Stelle veralteter Bildung eine neue Schöpfung setzen zu helfen. Die Kugel, die er andern gegossen, traf ihn noch eben glütig genug, um ihn nicht aus dem Leben zu schaffen. Der Kampf ist mißlungen, der Plan gescheitert — woran hat's gefehlt: an zuviel oder an zuwenig Bildung in unserem Volke? —

Unser Geschlecht ist freilich zu viel gebildet, überbildet und verbildet, aber bloß weil es zu wenig gebildet ist. Jede rechte lebensfähige Bildung ist nichts als Gestaltung eines innern Kerns. Die Bildung der Pfenningliteratur und des Conversationslexikons ist gerichtet durch das Weltjahr 1848. Was nun thun? An der Kraft der Bildung, an der Zukunft des

civilisierten Europa für die Freiheit verzweifeln und Waldland klären bei den Hinterwäldern?

Ein tieferer Geist, wie es Kinkel ist, wird helfen Ernst machen, den Kern suchen und wahren und ausgestalten; zur Noth von vorn anfangen, frisch ans schwere Werk gehen und solche Saaten sähen, die nicht Sturm ernien lassen aus Wind. Bildung ist Entfaltung, Entbindung, Befreiung; Befreiung aber ist nicht Verneinung, sondern kräftigste Bejahung der innersten Lebenskraft und Werdelust. Falsche Bildung, d. i. Anbildung und Einbildung, Verbildung und Zerrbildung — hatten und haben wir freilich zuviel, aber um so weniger ist für Heraus- und Heranbildung zu lebenskräftiger That aus innerstem religiösem, künstlerischem, wissenschaftlichem, bürgerlichem und gesellschaftlichem Kern geschehen. Darum heißt's mit prophetischer Stimme: noch ist nicht alles verloren. Aber von der Oberfläche in die Tiefe, vom Vielerlei zur Einheit, von der Schale zum Kern, von der Künstelei zur Kunst, von den Wolken zur Erde, von der Speculation zur Geschichte!

Die Vergleichung ist die Mutter des Urtheils. Die Urtheillosigkeit und Ueberschätzung, woran die Frühlingshoffnungen des vorigen Jahres alle scheiterten, hatte lediglich darin ihren Grund, daß trotz allem Schulen, Schreiben und Lesen das heutige Geschlecht nichts Nüchternes gelernt, nichts Nachhaltiges durch strenge Zucht der Selbstverläugnung an sich gerissen, nichts Kernhaftes und Zukunftsfähiges aus der übergeladeten durchfurchten Vergangenheit sich angeeignet hatte. Dieses Hineinpropfen und Trichtern für's Brod und Examen, diese Methoden-gräberei, die überall nur keine harten Bretter zu bohren übrig lassen wollte, diese Eiselsbrücken alle der neueren Schule, gaben und fanden nicht Kern und Halt; atomistisch wie Eifers Götter wirbeln diese Gelehrsamkeiten in den Köpfen, aber von außen angesogen und angepaßt, hatte all das schulmäßige Fachwissen nicht die anziehende, anregende, entfaltende, befreiende, leben- und personenbildende Kraft. Kritik und Examinatorium — dies war das A und das O leihthimiger Schule hoch und nieder; lecken und schlecken war der Kunstgenuß, und das religiöse Leben vollends — wo war es viel anders als schellenlautes Wortgeklänge und spielende Gebärde, tochter Gedächtniskram, frivole Witzübung, Singesang und Firtelanz? —

So sei es kein Wort der Verzweiflung, sondern der Hoffnung, wenn zu nüchternen Studien, ersten Forschungen, gründlichen Darstellungen statt zu Schivert und Flinte nebst jeder tüchtigen Leibesübung ermuntert werden will. So wollen wir es auch als zukunftsreiche That begrüßen, wenn unter andern Kinkel hoffentlich fortfährt zu wahrer Freiheit vorbilden zu helfen, dadurch, daß er eine Seite entwicklungsreicher Vergangenheit in seiner „Christlichen Kunstgeschichte“ den bildungs- also freilebensfähigen Gemüthern, zumal der Jugend weiter vorführt. Sein namentlich durch meisterhafte Darstellung und Beschreibung ausgezeichnetes Werk ist mit dem ersten Bande vor einigen Jahren ins Stocken gerathen; wir sehen nun zuversichtlich der Fortsetzung entgegen, und das Vaterland und die Geschichte wird sie ihm zur Mannesthat anrechnen.“ —

Beim Lesen dieser Ausführungen, stammend aus der schlimmsten Lebenszeit desjenigen, dessen Geburtstag sich heute zum 100. mal jährt, wird gleich der Gegensatz zwischen dem politischen Standpunkt des Verfassers und dem Kinkels in die Augen springen. Um so schwerwiegender muß aber darin die so günstige Bewertung des letzteren in seiner Eigenschaft als Lehrer und Gelehrter auf dem Gebiet der Kunstwissenschaft erscheinen. Um die Bedeutung Kinkels auf diesem Gebiete voll zu erfassen, dürfte zunächst ein Rückblick auf dessen Entwicklungsgang am Platze sein, der sich unter schweren Kämpfen und mühsamem Ringen vollzog. Diese Rückschau kann hier indessen nur in knappen Strichen gezeichnet werden. Wünschenswert wäre es, wollte sich eine berufene Feder mit einer Monographie über Kinkel als Kunstgelehrten und Kunstforscher beschäftigen. In der bisherigen umfangreichen Literatur über Kinkel ist stets der Schwer-

*) Wir müssen leider aus preussischen Blättern sehen, daß Kinkel in seinem pommerischen Justizhause in der Straßlingsjude Walle schlump! Sollte das fortdauern, so wäre das schlimmer als der Tod, der erlösende.

punkt auf seine Bedeutung als Dichter, Schriftsteller und Politiker gelegt.

Im Sommer des Jahres 1831 bestand Gottfried Kinkel im Alter von 16 Jahren mit ausgezeichnete Befähigung zu Bonn das Abiturientenexamen und bezog dann die Bonner Universität zum Studium der Theologie. Beeinflusst von seiner strenggläubigen Familie konnte der junge Student zuerst nicht über die Schranken der theologischen Vorlesungen hinausgehen. Doch bald zogen ihn Vorlesungen über Literatur und die Kunst des klassischen Altertums mächtig an. Im Herbst 1834 ging er als Student in höheren Semestern nach Berlin zu seiner weiteren Ausbildung, wo sich ihm alsbald ein neuer und erweiterter Gesichtskreis eröffnete. Auf Bonner Empfehlungen hin hatte er das Glück, zu Berlin im Hause des bekannten Theaterregisseurs Weiß ein Unterkommen zu finden. Mit dessen Sohn, welcher Maler war, trat er bald in ein enges Freundschaftsverhältnis. Dieser Umstand, sowie der anregende Verkehr in dem Weiß'schen Hause, wo die Kunst alles galt, wurden von der größten Bedeutung für die geistige Entwicklung Kinkels und bewirkten seine Hinwendung auf das Gebiet der bildenden Künste. Zwei Semester weilte er in Berlin und bestand dann in Koblenz sein Licentiaten-Examen mit glänzendem Erfolge; dann habilitierte er sich als Dozent für Theologie im Frühjahr 1837 zu Bonn auf Anraten seines alten Lehrers Professor Augusti. Im folgenden Winter unternahm er eine größere Reise nach Südfrankreich und Italien und hielt sich besonders längere Zeit in Neapel und Rom auf. Hier eröffnete sich ihm eine neue Welt. Hier erschloß sich ihm erst in vollem Maße die tiefe Liebe zur bildenden Kunst, welche ihn durch das ganze Leben begleitet und die vielen Schläge des Schicksals zu überwinden geholfen hat. Damals schon gab er in vielen Gedichten der Bewunderung Ausdruck, womit ihn die Denkmäler des Altertums und die Kunstwerke Italiens erfüllten. Eine darauf folgende Reise nach Belgien und den Niederlanden bereicherte sein Inneres mit neuen Eindrücken durch das Studium der Werke der Niederländischen Malerschulen. Reich wie nirgendwo sonst sind doch hier die Schätze der Malerei, über die W. Burger, der feinste Kenner niederländischer Kunst, das glückliche Wort geprägt: „Ähnlich wie in Italien die Kirchen, so dienten in Holland die Stadthäuser als Museen.“ In die Heimat zurückgekehrt, las er mit immer steigendem Erfolge an der Universität Bonn über Kirchengeschichte und Geschichte des Heidentums in den ersten christlichen Jahrhunderten, worauf er 1839 in die Stellung eines besoldeten Dozenten einrückte, in welcher ihm von Seiten des Ministeriums eine Remuneration von 150 Talern bewilligt ward. Als 1845 durch Schlegels Tod dessen Gehalt von 2000 Talern frei geworden, erhielt Kinkel auf Bethmann-Hollwegs Antrag die Zusicherung, daß ihm als außerordentlichem Professor der philosophischen Fakultät eine jährliche Remuneration von 200 Talern gezahlt werden solle. Außerdem gingen ihm einige Male kleinere Gratifikationen von 75 Talern zu. Trostlos war damals die Lage der Privatdozenten, Lizentiaten und außerordentlichen Professoren an den Universitäten. Ernste Konflikte zwischen angestellten Professoren und den Privatdozenten kamen damals in der rheinischen Presse zum Ausdruck, namentlich als Professor Bischof in einer von ihm verfaßten Schrift die Privatdozenten scharf angriff und sie beschuldigte, daß sie durch niedrige Honorarforderungen das Geschäft verdürben und den Professoren das Brod nähmen.“ Gegen solche Auffassung bildeten nun die Privatdozenten eine geschlossene Phalanx und veröffentlichten in der Kölner Zeitung eine geharnischte Erklärung. Jahrelang wurde in der Kölner und Bonner Zeitung diese Preßfehde fortgesetzt.

Immer mehr geriet Kinkel dann in Gegensätze zu der theologischen Fakultät, die sich noch dadurch verschärfte hatten, daß er Johanna Mockel, eine in erster Ehe geschiedene Katholikin, als Gattin heimgeführt. Zu den Anfeindungen gegen ihn mag auch beigetragen haben der Neid der Professoren darüber, daß seine Vorlesungen, die stets durchaus formvollendet waren, Studenten aller Fakultäten anzogen. Hatte er doch oft doppelt so viel Zuhörer als der Ordinarius seines Faches. Im Jahre 1845 trat er dann ganz zur philosophischen Fakultät über. In diesem Jahre trat er auch mit seinem ersten wissenschaftlichen Werke in die Öffentlichkeit: „Geschichte der bildenden

Künste bei den christlichen Völkern“. 1. Band. Die altchristliche Kunst. Mit acht Tafeln.

In diesem Buche wurde die genetische Entwicklung der christlichen Kunst bis zum 10. Jahrhundert klar dargestellt und der gewaltige Stoff mit philosophischem Geiste durchdrungen. Besonders anziehend ist die Behandlung der Anfänge der altchristlichen Malerei. Sie ist auf den eingehenden Studien begründet, die der Verfasser in den römischen Katakomben und Kirchen gemacht hatte.

Damal hatte die preußische Regierung auf verschiedene Anregungen hin beschlossen, eine außerordentliche Professur für Kultur- und Kunstgeschichte an der Universität zu errichten. Auf Grund der obengenannten Schrift bewarb sich Kinkel beim Ministerium dar m. Die Errichtung dieses Lehrstuhls hatte bei der herrschenden Richtung zwar viel Widerstand gefunden. Verspottete doch der Professor der klassischen Archäologie Welcker die Forschungen auf dem Gebiet der Deutschen Kunst als „diletantisch“. Solche Anschauungen haben auch Karl Simrock zu dem Vers veranlaßt:

„In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spä'h'n wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.
Ist das nicht eine Schmach und Schande
Dem ganzen deutschen Vaterlande.“

Kinkel wurde zu der Professur gewählt, erhielt aber noch immer keine feste Besoldung. Erst als er von Seiten einer großen deutschen Tageszeitung das Anerbieten empfing, in die Redaktion gegen ein Gehalt von 1000 Talern einzutreten, suchte man ihn in Bonn zu halten. Er aber sehnste sich von Bonn fort und es eröffnete sich für ihn auch die Aussicht, zu einer Professur an die Berliner Hochschule berufen zu werden. Dort war der bekannte Kunsthistoriker Rugler für ihn tätig gewesen. Aber seine Gegner vereitelten wieder die guten Aussichten. In Gemeinschaft mit Simrock u. a. hatte Kinkel den Jahrgang 1847 des Rheinischen Jahrbuches unter dem Titel „Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung.“ erscheinen lassen. Darin veröffentlichte er als Schlußwort sein bekanntes Gedicht „Männer-Lied“, das beginnt:

„Weil wir denn versammelt sind
Bei der Gläser Klingen,
Laßt der heil'gen Freiheit uns
Dieses erste bringen:
Die wie Frühlingsluft und Lust
Laßt des Mannes starke Brust,
Ihr vor allen Dingen!“

und zum Besten des Vaterlandes Freiheit für alle verlangt,
dann schließt:

„Weiß nicht, ob dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier schaffen wir vereint
Um gemeinen Wohle.
Hebt die Gläser frank und frei!
Nur auf Erden Freiheit! sei
Unsre Siegesparole!“

Die Bonner Widersacher hatten nun nichts Eiligeres zu tun als durch die Einsendung einer Abschrift des Gedichtes nach Berlin beim Kultusminister den Dichter als Atheisten und vielleicht noch schlimmere zu denunzieren. Die Folge war, daß dessen bereits beschlossene Berufung an die Berliner Hochschule wieder zurückgenommen wurde. Wenn es ihn auch tief schmerzte, daß die lang gehegte Hoffnung wieder in weite Ferne gerückt, so wirkte er doch als Hochschullehrer und Schriftsteller unentnützt und unverdrossen weiter. 1847 las er über die deutsche Literaturgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart und über die Geschichte der modernen Malerei mit immer steigenden Erfolgen.

Es darf nicht zu erwähnen vergessen werden, wie Kinkel die Seele aller künstlerischen Bestrebungen in der Stadt Bonn war. So regte er im Jahre 1846 an, zum Besten des „Geselligen Hospitälvereins“, dem die Schaffung des Bonner Johannis-Hospitals zu danken, in Bonn eine Kunstausstellung ins Leben zu rufen. Dieses geschah und mit großem Erfolge. Der bekannte Professor Walter, ein scharfer

Gegner Rinkels auf politischem Gebiet, berichtet darüber in seinem Buche „Aus meinem Leben“: Präsident des Comitees wurde der bald in den politischen Wirren viel genannte Professor Kinkel. Dieser nahm sich der Sache mit einem Eifer und Hingebung an Zeit und Kräften an, die ganz seiner Tatkraft und seiner Neigung zu dergleichen Unternehmungen entsprach. Zur gemeinschaftlichen Besprechung der mancherlei Fragen wurden abendliche Sitzungen notwendig, die oft bis in die Nacht dauerten und durch die gute Laune des Präsidenten in der angenehmsten Art belebt wurden. Kinkel war eine durchaus rheinische Natur, kräftig, talentvoll, berebsam, natürlich und gutmütig, aber ganz ein Kind seiner Zeit.“

Da brausten die Stürme der 1848er Bewegung über den Rhein und machten im folgenden Jahre seiner Tätigkeit an der Bonner Hochschule ein Ende. Es soll hier in Nachstehendem wiedergegeben werden, was 1908 im Novemberheft der in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Revue“ der verstorbene Bonner Kunsthistoriker Professor Dr. E. aus'm Weerth, der ein begeisterter Schüler und Verehrer Rinkels war, aus seiner Erinnerung berichtet. „Unvergesslich bleibt mir,“ so erzählt aus'm Weerth, „die letzte Vorlesung, die Kinkel am 17. Februar 1848 in dem kleinen japanischen Kabinett im Parterre der Hofgarten-seite der Universität über Justinians Wunderbau, die Hagia Sophia, hielt. Es war die Stunde, wo auf den Hilfsruf des Oberbürgermeisters Oppenhoff ein Bataillon 25er zum Schutz der Stadt gegen die demokratische Bewegung einrückte. Wir hörten den Trommelschlag. Kinkel mußte sich bewußt sein, daß er vielleicht noch an diesem Abend verhaftet würde und sich schwarze Wolken um seine Zukunft türmten. Aber sein Verhalten in dieser, sein akademisches Leben abschließenden Stunde bekundete keine Spur von Erregung oder gar Besorgnis. In klassischer Ruhe und gedehnter Sprache führte er uns Justinian und seinen Wunderbau in seiner so historischen, vertieften und so klaren Weise vor, als erfülle ihn kein anderer Gedanke, keine andere Anschauung als die byzantinische des siebten Jahrhunderts. Kinkel verließ so gelassen und ruhig das Quadrum der Universität, wie wir, erregt auf die Straße stürzend, in Furcht der Dinge, die im Schoß der demokratischen Partei sprühen und glühen.“

Bekanntlich wurde Kinkel nach seiner Gefangennahme und Verurteilung im Oktober 1849 in das Zuchthaus zu Nau-gard verbracht, im Sommer 1850 auf die Festung Spandau. Den Schülern ging das Schicksal ihres verehrten Lehrers schwer zu Herzen. Der damalige Studiosus aus'm Weerth erzählt, wie er nach Berlin gereist und in einer Audienz bei dem allmächtigen Minister Otto von Manteuffel die Bitte vorgetragen, die Erlaubnis erteilen zu wollen, dem Gefangenen wissenschaftliches Material zur Fortsetzung seiner „Kunstgeschichte der christlichen Völker“ zustellen zu dürfen und die Lektüre von Büchern zu bewilligen. Als der Minister ein Eingreifen ablehnte und auf den vorgeschriebenen Instanzenweg verwies, sagte aus'm Weerth: „Ich glaube nicht, Erzellenz, daß Majestät unser hochsinniger König mit Hilfe der Inquisition ein Philipp der Zweite sein will.“ — „Und ich kein Alba,“ fügte Manteuffel energisch hinzu. Die weiteren Anträge des mutigen jungen Studenten bei den zuständigen Behörden hatten keine Erfolge, ebenso wenig ein Besuch bei Bettina von Arnim, die ja einen gewissen Einfluß beim Könige besaß.

Bekanntlich gelang es dann dem mutigen Schüler und Freunde Karl Schurz im November 1850 Kinkel aus Spandau zu befreien und die glückliche Flucht nach England zu ermöglichen. Die Sturm- und Drangperiode war abgeschlossen. Es beginnen die Wanderjahre.

Bald nachdem Kinkel in England ein Asyl gefunden, griff er seine Tätigkeit als Lehrer wieder auf und begann weitere kunstwissenschaftliche Studien. Zu letzteren boten ihm die berühmten reichhaltigen Sammlungen des Britischen Museums, des India House und des Kristallpalastes in weitem Maße Gelegenheit. Nebenbei hielt er öffentliche Vorträge über Kunstgeschichte, namentlich über die Entwicklung der griechischen Plastik. Sein Ruf verbreitete sich bald außerhalb der Londoner Kreise und er erhielt Einladungen aus Bradford, Manchester, Edinburgh, später sogar in den Jahren 1864 und 66 von der deutschen Kolonie in Paris, zu kunstgeschichtlichen Völkern. Im

Auftrage des Königl. Departements für Wissenschaft und Kunst hielt Kinkel dann eine Reihe regelmäßiger Vorträge über alte und neuere Kunstgeschichte in South-Kensington-Museum. Dadurch wurde die Kunstgeschichte als Unterrichtsfach offiziell in England eingeführt. Außer seiner fruchtbaren pädagogischen Tätigkeit waren manche literarische Arbeiten die Resultate seiner Studien; so die über das Mausoleum zu Halikarnassus u. a. Im Jahre 1864 gründete er mit D. Leitner den Londoner „Verein für Wissenschaft und Kunst“, dessen Vorsitzender er auch war.

Ein neuer Lebensabschnitt begann für Kinkel mit dem Frühling des Jahres 1866, als der Schweizerische Bundesrat ihn als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an die damals ausblühende eidgenössische Polytechnische Schule in Zürich berief. Freudia nahm er die Wahl an und siedelte im November nach Zürich über. Die Anstalt war damals auf der Höhe ihres Ruhmes und wurde von 600 regelmäßigen Hörern aus aller Herren Ländern besucht, besonders stark von Österreichern. Es zeigte sich bald, daß hier unser Kinkel der rechte Mann an rechter Stelle war. Die ihn von allen Seiten entgegengebrachte Hochachtung, die liebevolle Teilnahme hoben ihn und ließen ihn nach den vielen Enttäuschungen seines frühen Lebens wieder hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Seine Vorlesungen über Kunstgeschichte des Altertums wurden gleich im ersten Semester von 160 eingeschriebenen Hörern, die über die Geschichte der italienischen Renaissance von über 30 besucht. Bald wurde durch seine Bemühung eine Kupferstichsammlung für die Bedürfnisse des Unterrichts begründet und durch Erwerbung der bekannten Bühlmannschen Sammlung für den Preis von 40,000 Francs vergrößert. Ebenso sorgte er bald für Vermehrung der Sammlung von Gipsabgüssen nach Antiken, sowie für Beschaffung einer Basensammlung. Viele kunstwissenschaftlich: Arbeiten entstammen seiner fleißigen Feder, so „Die Brüsseller Raubhausbilder des Rogier von der Weyden“, „Euripides und die bildende Kunst“, „Peter Paul Rubens“ u. a. Der Inhalt zahlreicher Vorträge fand Wiedergabe in der Schrift: „Mosaik zur Kunstgeschichte.“

So wirkte Kinkel bis zum Jahre 1882, als ihn Krankheit heimsuchte. Er reiste zur Erholung nach Italien und begann Ende Oktober seine Vorlesungen anscheinend, mit gewohnter Frische. Da wurde er am 8. November von einem Schlaganfall hinzerast.

Ein Mann von so staunenswerter Vielseitigkeit wie Kinkel kann natürlich von den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet und beurteilt werden. Doch einige besondere charakteristische Eigenschaften werden jedem Beobachter auffallen. Es sind jene Vereinigungen von Verstand und Herz, dann die bis zum Alter bewahrte wohlthuende Frische des Geistes. Als er in seinem 62. Jahre zum ersten Male seine Vorlesungen über antike Kunstgeschichte begann, berührte er mit gewohnter Meisterschaft den Wert des Schönen, verbreitete sich mit steigender Wärme über den Wert der Kunst und rief mit Kraftstimme aus: „Wer das Schöne einmal erkannt und lieben gelernt hat, der bleibt ewig jung!“

Mögen zum Schluß hier die Worte eine Stelle finden, welche bei der Feier des Winkelmann-Festes des Rheinischen Altertumsvereins zu Bonn im Jahre 1882 der Festredner sprach. Bei Gegenüberstellung von Gewinn und Verlust, welche Ebbe und Flut des Lebens auch der Wissenschaft bringen, gedachte er des Heimanges von Gottfried Kinkel: Wenn irgendwo, so sei hier die Stelle eines Mannes zu gedenken, dem das unbestreitbare Verdienst bleibe, der modernen Kunstwissenschaft ihren ersten akademischen Lehrstuhl durch seine Vorlesungen in Bonn zu einer Zeit gleichsam erobert zu haben, wo es noch des Kampfes darüber bedurfte, ob überhaupt das Mittelalter in die Kunstwissenschaft aufgenommen werden könnte. Kinkel, so führte der Redner weiter aus, sei durch und durch ein Kind rheinischer Erde und durch und durch eine ideale Natur gewesen. In diesen beiden Eigenschaften lägen seine Stärke und seine Schwächen. Mit geringerem Idealismus würde wahrscheinlich seine politische Laufbahn vor Irrungen bewahrt geblieben sein, deren Reinheit, so abweichend man auch zu ihr stehen möge, von Niemand bestritten werden könne.